

besten sich seitwärts abkippen lassen, als wäre man getroffen. Jemand springt über ihn, ein anderer tritt auf ihn. Er hört, wie Schmiedewerkzeuge gegen Kurzschwerter prallen, hört römische Soldatenflüche gegen unverständliches kehliges Geheul branden. Die Kriegstuben der Söldner schmettern kurz, abgehackt, meckernd, wie Hohngelächter. Ein Körper fällt auf ihn, etwas Warmes, das fade riecht, läuft ihm übers Gesicht. Ein Weilchen entfernt sich der Tumult von ihm. Dann hört er das hysterische Gebell schwerer Molosserdoggen. Aus dem Gebrüll entschlossener Angreifer wird das Geschrei Gehetzter. Kaum noch klirrt Metall gegen Metall. Gajus blinzelt. Durch die verkrampfte Armbeuge des Mannes, der über ihm liegt, sieht er einen Teil des Platzes. In dichter Reihe entfernen sich die braunen Rücken grobleinener Holzfällerkittel. Zwischen ihren Beinen wedeln die langen, dünnen Doggenschwänze, blecken stumpfe Schnauzen die Zähne. Ein Tier jault auf unter einem Kettenhieb; aber überall krümmen sich Menschenleiber, zusammengerollt wie Igel, blutige Hände vorm Gesicht.

Der Mann über ihm bewegt sich. Ein besorgtes Augenpaar: Bassus wälzt ihm den Leichnam des erschlagenen Sklaven vom Leib, fährt ihm mit dem Zeigefinger übers Gesicht. Den Finger rötet Blut. „Bist du verletzt?“, fragt Bassus. Gajus fühlt nirgends Schmerz. Er möchte sich jetzt mit jemandem freuen, dass er davongekommen ist. Aber ihm graut auch davor, mit diesem Bassus einen Sieg zu feiern. Um ihn herum ist der Marmorkies blutbespritzt. Niemand könnte unterscheiden, ob es Blut ist von Sklaven oder Freien. „Ja“, sagt Gajus tonlos, als verginge ihm der Atem. Das Blut des toten Sklaven soll ihm helfen, sich von diesem Bassus zu befreien. Bassus ist der einzige, der ein Auge auf ihn hat. Wenn er den los ist, kann er fortlaufen. „Warte“, sagt Bassus beinahe zärtlich, „ich hole Hilfe.“

Eine der Baracken, zu denen Bassus gerannt ist, brennt. Gajus kann jetzt einen größeren Teil des Geländes überblicken. Zu den Wäldern ist es weit. Überall, an den Halden und zwischen den Kränen, auf den Zufahrtswegen und auf den Wiesen, die sich die Berghänge hinaufziehen, sind Flüchtende unterwegs, überall setzen ihnen Verfolger nach, heften sich Hunde an ihre Fersen, springen sie an, reißen sie zu Boden. Wie eine Schafherde, wenn die Wölfe eingefallen sind, denkt Gajus. Er hat gern Schafe

gehütet, als der Vater noch lebte. Die Wölfe aus den samnischen Bergen kamen manchmal, wenn dort der Winter hart wurde, in die milde campanische Ebene herab, und die Hirten mussten sich zu kriegsmäßig gerüsteten Abteilungen zusammenschließen, um die Rudel, die der Hunger dreist machte, von ihren Herden fernzuhalten. Aber er hatte dabei immer zu Hause bleiben müssen. Als er groß genug war, musste auch das letzte Schaf verkauft werden.

Diese Wölfe da treibt kein Hunger. Sie wollen Rache nehmen und Schrecken verbreiten unter den Wehrlosen, die allen Erfahrungen zum Trotz wieder einmal geglaubt haben, es wäre zu schaffen, die einem Wahnsinn nachgaben oder vielleicht schon lebensmüde waren und nur eines herbeisehnten: ohne Ketten, Auge in Auge mit den Peinigern, den Tod zu finden.

Bassus bleibt aus. Gajus spielt den Toten mit offenen Augen. Wenn er schon nicht davonlaufen kann, will er wenigstens – vor allem sich selber – Abwesenheit vormachen. Denn die Sieger haben es eilig. Sie bilden schon wieder Karrees. Befehle gellen. Peitschen knallen in die hohlen Schreie der Wiedereingefangenen. Hämmer pochen schwere Nägel in das frischgeschlagene Holz des Marmorberges. Gajus ahnt, was die verzweifelten Wimmerlaute bedeuten. Dann hört er das Knarren der Keile in den Erdlöchern. An den Seilen, die sonst zum Fortbewegen der Marmorblöcke dienen, wird ein Kreuz nach dem anderen aufgerichtet, und der daran geheftete Mensch wirft heulend den Kopf hin und her, der Brustkorb tritt hervor, der Körper windet sich in krampfhaften Zuckungen zwischen den vernagelten Gliedmaßen. Es werden viele Kreuze. Gajus wagt nicht, sie zu zählen. Es sind mehr, als er mit einem Blick erfassen kann. Ein Teil der Freien wird, die Hände auf dem Rücken gefesselt, aus den Karrees von Soldaten fortgeführt. Ein paar Tagelöhner helfen dabei beflissen. Es sind die Ungeselligen mit den eigenen Waschzubehören und dem Honig in der Grütze. Vielleicht wird Bassus dort aufgehalten.

Als die Leichenträger über den Platz schwärmen, rafft Gajus sich auf und hilft ihnen, als gehöre er dazu. Unter den Erschlagenen entdeckt er Manimus, den Germanen. Irgendjemand hat schon die Füße des Toten angehoben, Gajus packt ihn bei den Armen. Sie kommen dicht an den Kreuzen vorüber. Die Sonne brennt aus der Höhe des Sommermittags. Fliegen summen um die Wunden

der Gekreuzigten und tummeln sich auf den ermatteten Augen, auf den stöhnenden, ächzenden Mündern. Gajus sucht nach Gardys, dem Thraker, nach Bacaeus, dem Judäer. Da erkennt er Derxenus, den Armenier. Derxenus stöhnt nicht, sein Kopf hängt nicht auf dem Schlüsselbein. Derxenus spricht laut vor sich hin und schaut mit weitgeöffneten, seltsam klaren Augen in den glühenden Himmel.

„Derxenus!“

„Gajus!“ Der Armenier blickt zu ihm herab. Sein Gesicht ist fast ohne Qual, nur der von Fliegen umschwärmte Mund hängt schief, und Gajus scheint es einen Augenblick, als schäue Derxenus ihn mitleidig an. „Siehst du“, hört Gajus den Armenier mit letzter Anstrengung raunen. „Gott soll kämpfen, nicht wir Menschen! Ich habe es dir gesagt.“ Derxenus blickt wieder über Gajus hinweg, und Gajus traut seinen Ohren nicht. Vielleicht ist es ein ähnlich klingendes Wort aus dem Armenischen, das sein Gehör ihm verfälscht? Gajus kann es nicht glauben: Soll dieser Gekreuzigte wirklich gesagt haben: „Ich danke euch?“

Der andere Träger hat sich misstrauisch umgedreht. „Was soll das? Was hast du mit dem da?“

Gajus, wie von Sinnen, lässt den toten Germanen fallen. Der andere torkelt. „Haltet ihn! Haltet ihn!“ Aber jetzt ist keiner mehr auf Jagd eingestellt. Schon werden Weinfässer auf den Platz gerollt. Gajus rennt auf sie zu. Die Männer dort haben keine Hände frei und passen auf ihre Füße auf. Schon hat er sie hinter sich, und dort tritt der Kastanienwald weit den Hang herab. Er keucht zwischen Gestrüpp und Berg hinauf. Rollende Steine täuschen seinen Ohren die Schritte von Verfolgern vor, bis er atemlos stehenbleibt, bereit, sich fangen zu lassen, und nur den Wind in den Wipfeln hört.

Er flüchtet ins Gebirge, wo es am unwegsamsten ist. In einem Stau des Baches zwischen Farnbüscheln und moosgrünen Felsen wäscht er sich das Blut ab, das der unbekannte Sklave über ihm vergossen hat. Auch seine grobe Tunika wäscht er gründlich. An seinem Hals baumelt das Lederbeutelchen mit dem Geld, das er in den Marmorbrüchen von Luna verdient hat. Damit wird er vorerst weiterkommen.

Er schrickt zusammen. Jemand tritt aus dem Gebüsch: Longus, der Lange aus Rom. „Dich schickt mir Merkur!“, ruft er freundlich. „Bist du auch getürmt?“ Er wiegt den Beutel in der Hand. „Das reicht bis Rom!“

II. Auf dem Hügel der Gärten

Da lag sie nun vor ihm, die Stadt der Städte. Er hatte viel von ihr gehört, oft an sie gedacht. Nun war er überrascht, dass es sie wirklich gab.

Gajus vergaß seinen Durst. Der schwüle, staubige Septembertag lastete nicht mehr auf seinen mageren Schultern, biss nicht mehr durch die Löcher der Tunika in seine ausgedörrte Haut. Auch Longus verstummte. Schon nach dem Mittagsschläfchen unter den weit ausladenden Zweigen eines schlitzblättrigen Feigenbaumes, der nicht nur Schatten spendete, sondern auch Schutz vor neugierigen Blicken bot, hatten sie die belebte Via Salaria, die „Salzstraße“, verlassen, waren eine Zeit lang querfeldein gelaufen und dann zwischen den Mauern der Villengrundstücke und den Flechtzäunen der Obstgärten umhergeirrt, immer der Sonne nach, denn dort musste Rom liegen. Zweifel waren Gajus gekommen, ob sie so wirklich den Weg abkürzten, die sichtliche Aufregung des Gefährten, seine forschenden Blicke hinter jedes Gebüsch, sein Verharren vor jeder Ecke, sein unablässiges Geschwätz hatten ihn misstrauisch gemacht. Longus erwies sich zwar als ortskundig, aber die Herrlichkeiten der Hauptstadt wurden in seinen Worten auf einmal von zahllosen Gefahren verdüstert.

Nun standen sie auf dem Hügel, dessen Hang nach Südwesten dem großen Tiberbogen entgegenfiel, tiefer hinab als das Gartenland hinter ihnen. Mons Pincius nannte der Lange die Erhebung, auch „Hügel der Gärten“ manchmal. Aber es waren hier keine Gärten mehr, in denen Äpfel, Oliven, Feigen oder Gemüse gezogen wurden. Ein Park aus Laub- und Nadelhölzern schmiegte sich in die Hügelfalte. Mächtige Steineichen reckten gebieterisch ihre Wipfel. Schlankere Bergeschen behaupteten sich dazwischen. Zedern wölbten ihre fächerförmigen Nadeldächer. Der Park sei an die hundert Jahre alt, bemerkte Longus und zog selbstgefällig die Mundwinkel herab, als er hinzufügte, der große Pompejus, einstmals Gönner seiner Familie, habe ihn anlegen lassen. Einige dieser Bäume aber müssten gut zwei Jahrhunderte älter sein und hatten wohl schon in den besten Jahren der Republik auf die Stadt herabgesehen,